

Mit und ohne Uhr - ein qualitatives Experiment zum Zeiterleben im Alltag

Hohl, Joachim; Thüngen, Anna von

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hohl, J., & Thüngen, A. v. (1998). Mit und ohne Uhr - ein qualitatives Experiment zum Zeiterleben im Alltag. *Journal für Psychologie*, 6(2), 22-35. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28918>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Mit und ohne Uhr – ein qualitatives Experiment zum Zeiterleben im Alltag

Joachim Hohl und Anna von Thüngen

Zusammenfassung

Die vorliegende Studie geht aus von Norbert Elias' These, wonach die Zeit im Laufe des abendländischen Zivilisationsprozesses Teil der habituell gewordenen Selbstzwangapparatur der Individuen geworden ist. Mit anderen Teilen dieses »Apparats« hat die Zeit gemeinsam, daß ihr Zwangscharakter im Alltag meist nicht bewußt erlebt wird. Mit Hilfe eines qualitativen Experiments haben wir versucht, dies rückgängig zu machen: Die Versuchsteilnehmer(innen) sollten sich eine Woche lang konträr zu ihrem sonstigen Umgang mit der Armbanduhr verhalten: Uhrenträger(innen) legten ihre Uhren ab, Nicht-Uhrenträger(innen) wurden aufgefordert, eine Uhr anzulegen. Alle Versuchsteilnehmer(innen) führten ein Forschungstagebuch über ihre täglichen Erfahrungen und Gefühle. Zusätzlich fand am Ende der Versuchsphase eine Gruppendiskussion statt. Die Auswertung des Materials zeigt, wie sehr unser Zeiterleben von der Armbanduhr mitbestimmt wird, weist aber auch auf beträchtliche Unterschiede zwischen den Personen und den beiden Versuchsgruppen hin.

Nicht erst seitdem Zeit Geld geworden ist – also etwa seit dem Ende des 18. Jahrhunderts – machen sich die Menschen Gedanken darüber, was das Wesen der Zeit ausmacht: Ist die Zeit – wie die klassische Physik seit Newton annimmt – ein Teil der Natur, eine Entität in der Welt »da draußen«, die objektiv gegeben ist, also unabhängig vom Menschen existiert, ähnlich wie Kraft, Masse oder Temperatur? Oder ist sie – ganz im Gegenteil – etwas rein »Subjektives«, nämlich eine Anschauungsform des menschlichen Verstandes, wie Kant annahm, also etwas, das nur »in unseren Köpfen« existiert? Keines von beiden, meint Norbert Elias und setzt eine dritte Auffassung dagegen: »Zeit« ist ein soziales

Konstrukt. Sie entsteht aus den Beziehungen der Menschen untereinander zu dem Zweck, menschliches Handeln zu synchronisieren (vgl. Elias 1994, VIIff). Diese Sichtweise hat weitreichende Konsequenzen: Ihr zufolge kann es »Zeit« nicht unabhängig von Menschen geben, d.h. Zeit existiert nicht an und für sich als Teil der Natur; und sie existiert nicht unabhängig von Gesellschaft, d.h. sie ist keine anthropologische Konstante, kein Teil der menschlichen Natur. Mit dieser soziologischen Auffassung setzt sich Elias von der objektivistischen Auffassung der (klassischen) Philosophie ebenso ab wie von der subjektivistischen der (kantschen) Philosophie: Von jener werde sozial Entstandenes ins Universum hinausprojiziert, von dieser in die Natur des Menschen hineinverlagert.

Nicht zufällig geschieht beides zu einer Zeit, als mit der entstehenden kapitalistischen Gesellschaft der Übergang von einer qualitativ-zyklischen Zeitauffassung zu einer quantitativ-linearen weitgehend abgeschlossen war (vgl. hierzu Zoll 1988, 72ff). Zeit war in der alten Gesellschaft qualitativ bestimmt, d. h. sie war aufgabenbezogen und orientierte sich an sinnlich wahrnehmbaren Naturprozessen. Dem entsprachen die Techniken des Zeitbestimmens, die auch in ihren höher entwickelten Formen – wie etwa in der Sonnenuhr – direkt auf Naturprozesse bezogen blieben. Dies änderte sich radikal mit dem Übergang zur kapitalistischen Gesellschaft; hier kommt die Zeit mit dem Geld in Berührung, und damit wird sie notwendigerweise genauso abstrakt und quantifizierbar wie dieses. Denn nun bekommen alle Dinge einen Wert, der als Preis in Geld ausgedrückt wird und dessen Maß die für ihre Produktion verausgabte Zeit ist. Die von der neuen Produktionsweise geforderte »neue Zeit« und die damit

verbundene Zeitdisziplin tritt den Menschen zunächst als »Fremdzwang« (Elias) gegenüber. Thompson (1980) hat den gewaltsamen historischen Prozeß beschrieben, in dem den unteren Schichten in den Manufakturen und Fabriken des heraufkommenden Kapitalismus die geforderten Ansprüche an Disziplin und Pünktlichkeit eingebleut wurden. In einem mühevollen kollektiven Lernprozeß, der sich über viele Generationen hinzieht und in dem eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren zusammenwirken – von der »protestantischen Ethik« (Weber) über die Fabrikdisziplin bis hin zum entstehenden modernen Schulsystem – wird die Zeit allmählich zu jenem »Selbstzwang«, den wir Heutigen uns so habituell auferlegen, daß wir ihn oft gar nicht mehr spüren.

Um die Geschichte der Zeit zu verstehen, müssen wir auf die Geschichte der Uhr eingehen; denn im Unterschied zu anderen Phänomenen unserer Wirklichkeit – wie Kraft, Temperatur, Geschwindigkeit etc. – können wir Zeit a priori nicht sinnlich wahrnehmen. Um einen »Zeitsinn«, ein Gefühl für Zeit zu entwickeln, sind wir auf Uhren angewiesen, auf jene Instrumente, mit denen wir die Zeit messen. Folgen wir Elias, dann ist die Rede vom »Messen der Zeit« jedoch falsch, und zwar deswegen, weil sie unterstellt, es gäbe eine Entität »Zeit«, die unabhängig von den Instrumenten existiert, mit denen sie gemessen wird. Tatsächlich jedoch, so Elias, besteht das Zeit-»Messen« darin, daß wir einem Punkt – oder einem Abschnitt – der Ereignisfolge, die wir »Alltag«, »Geschichte«, »Zukunft« etc. nennen, einen Punkt – oder einen Abschnitt – eines »sozial standardisierten Wandlungskontinuums« (Elias, 1994, 12) zuordnen. Als solche Wandlungskontinuen dienen zunächst Naturprozesse, die sich aufgrund ihrer Regelmäßigkeit für diese Funktion eignen (Sonnenumlauf, Planetenbewegungen, Zyklus der Jahreszeiten etc.). Später werden diese natürlichen durch »menschengeschaffene« (Elias) Wandlungskontinuen er-

gänzt bzw. abgelöst, durch Sand- oder Wasseruhren, schließlich durch die mechanische Uhr. Die Zeit ist nun nichts anderes als der Maßstab, mit dessen Hilfe wir diese unterschiedlichen Wandlungskontinuen aufeinander beziehen. Und die Uhr ist der materielle Ausdruck dieses Maßstabes; angenommen wird die Zeit also nicht durch Uhren gemessen, sie wird durch sie vielmehr hervorgebracht. Mit der mechanischen Uhr hat sich das Zeitbestimmen – das »Zeiten«, wie Elias sagt, um die sprachliche Reifikation des Begriffes »Zeitmessen« zu vermeiden – für die sinnliche Erfahrung vollends von Naturprozessen gelöst. Aber natürlich bleibt auch die mechanische Uhr noch auf solche Prozesse bezogen; dies gilt auch für ihre modernen Varianten wie die Quarz- oder die Atomuhr.

Nach Auskunft der Historiker (Dohrn-van Rossum, 1995) beginnt die Geschichte der mechanischen Zeitmessung im Abendland im frühen 14. Jahrhundert: Um 1300 erscheinen die ersten Uhren an den Türmen der norditalienischen Stadtstaaten. Der alsbald einsetzende Uhren-Boom führt dazu, daß um 1400 praktisch alle größeren Städte des Abendlandes über Turmuhren verfügen. Interessanterweise haben diese Uhren noch kaum die Funktion der Zeitmessung, und dies war auch nicht das Motiv, aus dem heraus sie von Fürsten und Magistraten angeschafft wurden. Nach Dohrn-van Rossum (105) dienen sie vor allem der »urbanistischen Prestigekonzurrenz«. Zu einer auch nur halbwegs präzisen Zeitmessung waren diese Uhren aufgrund ihrer fehlenden Ganggenauigkeit gar nicht imstande. Darauf, daß dies nicht ihre vordringliche Aufgabe war, weist auch die Tatsache hin, daß sie lange Zeit ohne Zeiger auskamen. Im Lauf der nächsten Jahrhunderte wird die Ganggenauigkeit der Uhr allmählich verbessert – nicht zuletzt durch die Erfindung des Pendels um die Mitte des 16. Jahrhunderts – und die Uhren werden kleiner. In Form der Stand- und der Tischuhr hält die Uhr schließlich Einzug in die Häuser des Adels und des

wohlhabenden Bürgertums. Aber immer noch besteht ihre Funktion mehr in der Repräsentation als in der Zeitmessung. Wo man auf diese angewiesen war – und das war der Fall im Bereich der Verwaltung, d.h. vor Gericht, im Magistrat, auch in der Kirche – griff man auf die Sanduhr zurück. Der Produktionsbereich dagegen kam noch lange ohne präzise Zeitmessung aus.

Dies ändert sich radikal mit dem Übergang zur kapitalistischen Produktionsweise, die ab dem Ende des 17. Jahrhunderts unter Benjamin Franklins späterem Motto »time is money« ihren Siegeszug antritt. Hatten sich bis dahin die Uhr und die Produktionsweise getrennt voneinander entwickelt, so führt der mit dem Kapitalismus verbundene Disziplinierungs- und Pünktlichkeitsschub zu einer engen »Wahlverwandschaft« (Weber) zwischen beiden, vergleichbar der Wahlverwandschaft zwischen Kapitalismus und protestantischer Ethik. Am Ende des 18. Jahrhunderts ist die Uhr durch die Massenproduktion so preiswert geworden, daß sie auch für die unteren Stände erschwinglich wird; und sie ist so klein geworden, daß sie – in Form der Taschenuhr – ihrem Besitzer buchstäblich »auf den Leib rückt«. Zusammenfassend läßt sich die Geschichte der Uhr durch folgende drei Prozesse kennzeichnen (vgl. hierzu ausführlich Hohl, 1990, 56 ff): Die Uhr erfüllt die Funktion der Zeitmessung allmählich immer besser (zunehmende Präzision); es entstehen neue Formen von Uhren, die klein und damit transportabel sind (zunehmende Miniaturisierung); und durch die industrielle Massenproduktion sinkt ihr Preis derart, daß sie schließlich für jedermann erschwinglich wird (zunehmende Verbreitung). Mit der Armbanduhr findet diese Entwicklung ihren vorläufigen Abschluß; hier rückt die Uhr ihrem Träger nicht mehr nur auf den Leib – sie wird vielmehr ein Teil dieses Leibes. Wie schon mit der Taschenuhr des 19. Jahrhunderts gibt es mit der Armbanduhr keine zeitfreien Räume mehr, da die Uhr – und damit die Zeit – hier nun genauso mobil ist wie

ihr Träger. Die Armbanduhr führt die funktionalen Möglichkeiten der Taschenuhr fort und steigert sie: Hier hat sich die Zeit aller Umständlichkeiten ihrer Bestimmung entledigt, sie ist permanent im Blick des Uhrenträgers. Damit ist die Möglichkeit der totalen »Verzeitlichung« des Alltags real geworden; die Armbanduhr ist der technische Garant dafür, daß die Zeit tatsächlich zur »unauffälligsten Form sozialen Zwanges« (Laermann, 1988) werden konnte.

Wenn Elias, Laermann und andere recht haben und wenn unsere These zutrifft, daß die Armbanduhr sowohl Folge wie auch Ursache unserer habituell gewordenen Zeitzwänge ist, dann müßte der Entzug der Armbanduhr dazu führen, daß die latente Zwangsstruktur unseres alltäglichen Zeitsystems wieder sichtbar wird. Methodisch haben wir uns mit der folgenden empirischen Studie an den ethnomethodologischen Krisenexperimenten Garfinkels orientiert (vgl. Garfinkel 1967). Mit diesen Experimenten wollte Garfinkel die latenten Regeln der Alltagskommunikation sichtbar machen – Regeln, die wir meist so weit verinnerlicht haben, daß wir uns ihrer Existenz überhaupt nicht bewußt sind. Zu diesem Zweck gab Garfinkel seinen Versuchsteilnehmern z. B. den Auftrag, keine allgemeinen Formulierungen in der Alltagskommunikation zu tolerieren, sondern ihre Interaktionspartner durch Nachfragen zur Präzision zu zwingen (»Hallo, wie gehts?« »Was meinst Du, 'wie gehts': Meinst Du körperlich oder seelisch oder finanziell...?« etc.). Erwartungsgemäß erzeugten derartige systematische Regelverstöße krisenhafte Reaktionen bei den Interaktionspartnern und führten über kurz oder lang zum Abbruch der Kommunikation (vgl. hierzu ausführlich Garfinkel 1967, 35ff). Ähnlich sind wir vorgegangen bei dem Versuch, die Zeit als »unauffälligste Form sozialen Zwanges« sichtbar zu machen: Indem wir unsere Versuchsteilnehmer dazu bewogen, eine Woche lang auf ihre Armbanduhren zu verzichten, wollten wir absichtlich eine Störung

produzieren, durch die der Zwangscharakter der Zeit im Alltag sichtbar werden sollte.

METHODISCHES VORGEHEN

Im Sommersemester 1997 habe ich (J.H.) an der Münchner Universität ein Seminar abgehalten mit dem Titel: »Über Zeit«. In der ersten Sitzung wurden alle Seminarteilnehmer(innen) gefragt, ob sie an folgendem qualitativen Experiment (vgl. Kleining, 1991) zum Zeiterleben im Alltag teilnehmen möchten: Alle Versuchsteilnehmer(innen) sollten während des einwöchigen Versuchszeitraumes ihre Armbanduhren ablegen. Wie sich herausstellte, gab es im Seminar aber auch eine ganze Reihe Teilnehmer(innen), die üblicherweise keine Armbanduhr tragen; diese sollten während desselben Zeitraums eine Uhr anlegen. Als Versuchsphase wurde die Zeit bestimmt von 9.00 Uhr am Morgen des nächsten Tages bis zum Abend des Tages vor der nächsten Seminarsitzung (sechs Tage). Alle Teilnehmer(innen) erhielten den Auftrag, ein »Forschungstagebuch« zu führen, d.h. sich jeden Tag, am besten abends vor dem Zubettgehen, Notizen zu machen über die mit der Uhr bzw. deren Fehlen zusammenhängenden Gefühle und Erlebnisse des abgelaufenen Tages. Der Versuch endete mit einer Gruppendiskussion zum selben Thema in der nächsten Seminarsitzung. Bevor wir in dieser Sitzung die Tagebuchaufzeichnungen einsammelten, baten wir die Teilnehmer(innen) noch, schriftlich – und zwar möglichst in einem Satz – die Frage zu beantworten, warum sie normalerweise eine bzw. keine Armbanduhr tragen.

Obwohl die Teilnahme an diesem Versuch freiwillig war, d.h. sie stand in keiner Beziehung zu evtl. zu erwerbenden Leistungsnachweisen, erklärten sich in der ersten Seminarsitzung fast alle Anwesenden zur Teilnahme bereit.

Insgesamt erhielten wir 42 Forschungstagebücher, wovon 41 in die Auswertung einbezogen wurden. (Eine Teilnehmerin trug gewohnheitsmäßig statt einer Armband-

ne Taschenuhr; damit sind spezielle Aspekte verbunden, so daß wir uns entschlossen haben, diese Teilnehmerin bei der Auswertung nicht zu berücksichtigen.) Im folgenden bezeichnen wir die gewohnheitsmäßigen Uhrenträger als Gruppe A (N = 31), die gewohnheitsmäßigen Nicht-Uhrenträger als Gruppe B (N = 10). Wie sich sogleich zeigte, ist diese Unterscheidung nicht ganz trennscharf: Einige unserer Teilnehmer(innen) tragen manchmal eine Uhr (bei der Arbeit, in der Uni) manchmal nicht (am Wochenende, im Urlaub). Da uns jedoch durchweg das Tragen der Uhr zu überwiegen schien, haben wir diese Teilnehmer(innen) der Gruppe A zugeordnet. Die folgende Auswertung basiert also auf zwei Datensätzen, den 41 Tagebüchern und dem Transkript der Gruppendiskussion. Bei den 41 Teilnehmer(innen) handelt es sich um Student(innen) der Psychologie, der Soziologie und verschiedener geisteswissenschaftlicher Fächer (Pädagogik, Germanistik etc.) Der Altersdurchschnitt liegt bei 31,5 Jahren; dabei ist die Gruppe B im Schnitt deutlich älter (37 Jahre) als die Gruppe A (26 Jahre). Dieser Unterschied rührt daher, daß drei Mitglieder der Gruppe B wesentlich älter sind als der Rest und so den Altersdurchschnitt dieser kleinen Gruppe stark nach oben ziehen. Die Geschlechterverteilung in unserer Gruppe entspricht mit 31 Frauen zu 10 Männern etwa dem in den o. g. Fächern üblichen Verhältnis. Diese Geschlechterverteilung wiederholt sich so ähnlich auch in den beiden Versuchsgruppen: A – 23 w/8 m, B – 8 w/2 m. Die Teilnehmercodierung erfolgt nach Gruppenzugehörigkeit und Geschlecht, so bedeutet etwa BW7: Teilnehmerin Nummer 7 aus der Gruppe B. Die Teilnehmer(innen) an der Gruppendiskussion werden »T« genannt und entsprechend ihrem Geschlecht und der Nummer ihres ersten Diskussionsbeitrages codiert; T22M wäre also der männliche Teilnehmer, dessen erster Diskussionsbeitrag der zweiundzwanzigste der gesamten Diskussion war. Auch bei späteren

Wortmeldungen wird er unter diesem Code zitiert.

ZUR GRUPPENDISKUSSION

Von unseren Tagebuchschreiber(inne)n haben sich die meisten auch an der abschließenden Gruppendiskussion beteiligt (zur Gruppendiskussion als Methode der Datenerhebung vgl. Flick, 1995, S.132 ff). Die Diskussionsfragestellung war hier dieselbe wie bzgl. der Tagebücher, d. h. wir haben zunächst allgemein nach den Erfahrungen und Gefühlen im Versuchszeitraum gefragt. Der Verlauf der Diskussion war geprägt von einer zunehmenden Spaltung in die beiden Untergruppen A und B, und obgleich wir uns als Diskussionsleiter um einen emotional neutralen Leitungsstil bemühten, wurde die Atmosphäre zusehends gereizter: Während die Gruppe B auf ihrer persönlichen Freiheit im Umgang mit gesellschaftlichen Zeitzwängen beharrte, mußte sie sich von Gruppe A ihre – scheinbar – lässige Handhabung der sozialen Norm »Pünktlichkeit« vorhalten lassen; auch sei es – so Gruppe A – eine Illusion, sich den sozialen Zwängen entziehen zu können. Daß die Debatte von beiden Seiten mit zunehmender Heftigkeit geführt wurde, liegt zum einen natürlich an der spezifischen emotionalen Dynamik, die Gruppendiskussionen inhärent zu sein pflegt (vgl. Flick, a.a.O.), zeigt zum anderen jedoch auch, wie sehr der Umgang mit der Zeit unterschwellig mit Emotionen besetzt ist.

ZUR AUSWERTUNG DER DATEN

Die Datenauswertung stellte uns aufgrund des erratischen Charakters des Materials vor große Schwierigkeiten: Da uns an einem möglichst explorativen Vorgehen gelegen war, hatten wir mit der allgemeinen Instruktion »schreibt alles auf, was ihr tagsüber erlebt und gefühlt habt« eine Bedingung weitgehender Unstrukturiertheit gewählt. Entsprechend disparat war das schriftliche Material, das wir zurückbekamen: Die Länge der Tagebuchaufzeichnungen

variierte zwischen einer halben Seite und acht Seiten; manche Teilnehmer(innen) hatten sich viel Mühe gegeben und detaillierte Gefühls- und Erlebnisschilderungen geliefert, andere beschränkten sich auf kurze Statements, die uns bei der Interpretation ins Grübeln stürzten (»heute keine besonderen Vorkommnisse«). Da wir außer »Erlebnissen« und »Gefühlen« keine thematischen Vorgaben gemacht hatten, blieb es den Teilnehmer(inne)n überlassen, ihre Themen entsprechend ihrer persönlichen »Relevanzstruktur« (Schütz) festzulegen. Daher bestand der erste Schritt bei der Auswertung in der Ermittlung der Themen: Worum ist es den Teilnehmer(inne)n in der Versuchswoche gegangen, was waren für sie wichtige Erlebnisse, Gefühle etc. Wir erhielten so einen Katalog von Themen, die in allen (bzw. den meisten, einigen, manchen...) Tagebüchern vorkommen, wie etwa: »emotionaler Bezug zur Uhr«, »Alltagsorganisation mit/ohne Uhr«, »Pünktlichkeit«, »Veränderungen im Zeiterleben«, »Reaktion des sozialen Umfeldes« etc. Im zweiten Auswertungsschritt haben wir diesen Themenkatalog dann in Anlehnung an die Methode des »Thematischen Kodierens« (vgl. Flick, S. 206 f) weiterbearbeitet, d.h. wir haben Kategorien gebildet wie z.B.: »Krisenerleben durch Verzicht auf die Uhr«, »Angst vor sozialen Sanktionen durch Unpünktlichkeit«, »Uhr als Schmuckstück«, »Uhr als Fremdkörper«, »zunehmender Zeitstreß durch die Uhr« etc. In einem dritten Analyseschritt galt es dann, die erlebnismäßige Relevanz dieser Kategorien für den einzelnen Befragten zu ermitteln, etwa anhand der Häufigkeit, mit der sie in den einzelnen Tagebüchern vorkommen. – Bei der Auswertung kam uns zustatten, daß wir zu zweit waren; dadurch ließ sich das Risiko der interpretatorischen Willkür reduzieren: Nachdem zunächst jeder für sich das Material bearbeitet hatte, versuchten wir uns in der Diskussion auf eine gemeinsame Interpretation zu einigen. Konkret ging es dabei darum, einen Konsens zu

erzielen bei Fragen wie etwa den folgenden: Kann die Formulierung X als zuverlässiger Indikator der Kategorie »Fremdkörpererleben« betrachtet werden? Gehört die Teilnehmerin Y, wenn man ihre Aufzeichnungen ganzheitlich betrachtet, wirklich zum »Suchttyp«? Wie stark ist die Angst der Teilnehmer(innen) A vor sozialen Sanktionen für Unpünktlichkeit – im Vergleich zu der der Teilnehmer(innen) B? Diskutiert wurde so lange, bis wir uns einig waren... Grundsätzlich haben wir uns bemüht, möglichst nahe am Selbsterleben der Teilnehmer(innen) zu bleiben und auf (vor-)eilige Interpretationen, etwa tiefenpsychologischer Art, zu verzichten – ganz ist uns dies allerdings nicht gelungen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen noch ein Hinweis: Da es sich bei der vorliegenden Studie um ein qualitatives Experiment handelt – noch dazu mit einer zufällig zustande gekommenen und hochselektiven Untersuchungsgruppe (s.u.) – sind quantitative Aussagen im eigentlichen Sinn natürlich nicht möglich. Wir haben uns daher bemüht, solche Aussagen möglichst zu vermeiden, nicht zuletzt auch, um den Anschein einer Präzision von Ergebnissen zu vermeiden, die wir mit unserer Methode gar nicht erreichen können. Wo wir dennoch mit Zahlen argumentieren, dienen diese nur zur Beschreibung unserer Untersuchungsgruppe, keinesfalls dürfen sie als Aussagen über quantitative Verhältnisse in zugrundeliegenden Populationen mißverstanden werden.

AUSGANGSVERMUTUNGEN

Im Anschluß an die oben skizzierten Überlegungen von Elias, Laermann und anderen sind wir bei unserer Studie von folgenden Vermutungen ausgegangen:

1. Unter der Versuchsbedingung wird es bei den Teilnehmer(inne)n tendenziell zu Gefühls- und Erlebnisweisen kommen, die man als »Krise« beschreiben kann.
2. Die Versuchsbedingung wird bei beiden Gruppen zu gravierenden Veränderungen

im Erleben von Zeit führen, und zwar sowohl hinsichtlich der Dauer als auch des Tempos, mit dem die Zeit vergeht.

3. Die Versuchsbedingung wird keine relevanten Unterschiede in der Pünktlichkeit hervorrufen.

4. Bezüglich der Gruppe A hatten wir vermutet, daß der temporäre Verlust der Uhr für die Teilnehmer ähnliche subjektive Folgen haben würde wie der Entzug einer Droge bei Abhängigen.

5. Für die Gruppe B hatten wir erwartet, daß der Verzicht auf das Tragen einer Armbanduhr Ausdruck einer kritischen Haltung gegenüber der herrschenden Zeitstruktur unserer Gesellschaft ist.

ERGEBNISSE DER GRUPPE A

Zum zeitlichen Verlauf

Überblickt man die Aufzeichnungen der Teilnehmer(innen) aus der Gruppe A, so kann man hinsichtlich des zeitlichen Ablaufs der Versuchsphase mehrere Verlaufsmuster unterscheiden. Das verbreitetste läßt sich etwa folgendermaßen rekonstruieren: Nachdem man sich am Beginn der Versuchswoche von der Uhr getrennt hat, bleibt die Gewohnheit des reflexartigen Auf-die-Uhr-Sehens zunächst noch eine Weile erhalten. Aber nun geht der Blick ins Leere, und es stellt sich ein körperlich erlebtes Defizitgefühl ein (»der Arm fühlt sich irgendwie nackt an« AW21). Das Fehlen der Möglichkeit, permanent zu zeiten, führt zu einem emotionalen Zustand, den man als Trias aus Unsicherheit, Nervosität und Ängstlichkeit beschreiben kann. Um das weiterbestehende Bedürfnis zu zeiten zu befriedigen, wird die fehlende Armbanduhr durch andere »Zeitlieferanten« ersetzt: die Uhren in der Wohnung, öffentliche Uhren in der Stadt, in U-Bahnhöfen etc. Immer wieder schildern unsere Teilnehmer(innen), wie sie versucht haben, heimlich einen Blick auf die Armbanduhr anderer Leute zu werfen. Manche betrachten ihre Uhrenlosigkeit als sportliche Herausforderung und lassen sich möglichst kreative Formen der Zeitbeschaf-

fung einfallen: Man schaut durch die Scheiben auf die Uhren parkender Autos (AM13), läßt sich die Uhrzeit vom Fahrkartentwerter in der Tram auf einem Stück Pappe ausdrucken (AM13) oder benutzt den Kontoauszug-Drucker in der Bank als Zeitlieferanten (AW25). Akustische Zeitsignale, wie das Schlagen der Kirchturmuhren, werden - oft zum ersten Mal - bewußt wahrgenommen. Der Zwang zur »Zeitbeschaffung« wird durchweg als »Streß« erlebt. Nach zwei bis drei Tagen tritt eine gewisse Gewöhnung an das »uhrlose Leben« (AM12) ein, der Streß wird geringer, und man vermißt die Armbanduhr weniger. Auch wenn viele unserer Teilnehmer(innen) durchaus Vorteile im Verzicht auf ihre Uhr sehen (s.u.), kehren sie am Ende des Experiments wieder zu ihrer Uhr zurück. Abweichend von diesem »Durchschnittstyp« finden wir zwei andere Typen, die mehrfach im Material vorkommen und daher nicht unerwähnt bleiben sollen:

- der Typ des »Wenig-Tangierten« (AM15; AW16; AW17; AW20; AM23; AW29)

Bei Personen dieses Typs finden wir keine bzw. nur schwach ausgeprägte emotionale Reaktionen; sie gewöhnen sich rasch an ihr »uhrenloses Dasein«, und von Streß ist hier kaum die Rede. Bei der Auswertung ihrer Tagebücher hatten wir den Eindruck, daß es diesen Teilnehmer(inne)n anscheinend nicht schwer fiel, auf ihre Uhr zu verzichten. Weder die Vor- noch die Nachteile der Uhr werden hier besonders herausgestellt; das Zeiterleben - und damit auch die Uhr - scheint bei diesen Personen weniger affektiv besetzt zu sein als bei den anderen.

- der »Suchttyp« (AW8; AW11)

Züge dieses Typs weist natürlich auch der »Durchschnittstyp« auf, doch in seiner Reinform haben wir den Suchttyp nur zweimal im Material gefunden. Dieser Typ stellt gewissermaßen das Gegenteil des Wenig-Tangierten dar: Der Entzug der Uhr führt hier zu einem körperlich erlebten Defizit (AW11 fühlt sich »quasi nackt«) und zu massiven emotionalen Reaktionen i. S. der

oben erwähnten Trias. Es wird starker Streß erlebt, der über den gesamten Versuchszeitraum anhält, und am Ende ist man sehr erleichtert, wenn man seine Uhr wieder hat. (»Ich bin froh, daß das mein letzter Tag ohne Uhr war. Dann kann ich mir endlich wieder vormachen, ich hätte meine Zeit unter Kontrolle.«; AW8). Am deutlichsten wird dieser Typ von AW11 repräsentiert: »Samstag, der 17.5.: Ich bin den ganzen Tag unterwegs und spüre erste Entzugserscheinungen. Ich nerve alle Leute extrem, da ich ständig nach der Uhrzeit frage. Es ist wie ein Zwang, hätte ich doch meine Uhr endlich wieder. Hoffentlich ist bald Donnerstag.«

Auswirkungen auf das Zeiterleben

Wie wir vermuteten, hat der Verzicht auf die Uhr in Gruppe A massive Auswirkungen auf das Zeiterleben, doch sind die Befunde hier komplexer, als wir erwartet hatten. Fast alle unserer Teilnehmer(innen) berichten von positiven Erfahrungen, die sie im Zustand der »Uhrenlosigkeit« gemacht haben: Man fühlt sich weniger bestimmt von zeitlichen Zwängen, die Zeit vergeht langsamer (AW22), und man »hat mehr Zeit« (AW10). Immer wieder heißt es, man fühle sich »weniger gehetzt« (AW22), das Leben werde »ruhiger« (AW21) und man sei »relaxter« (AW2). Ohne Uhr lebe man »weniger zeitbewußt, mehr erlebnisbewußt« (AW2; AW19 etc.), d.h. zum Beispiel, man geht ins Bett, wenn man müde ist (AW18) oder ißt, wenn man Hunger hat (AW26; AW28). AW26 hat ohne Uhr ein Gefühl von »Zeitlosigkeit«, und AW30 berichtet gar von einem »gewissen Glücksgefühl«.

Diesen positiven Erfahrungen stehen negative gegenüber. Immer wieder berichten unsere Teilnehmer(innen), wie »stressig« es sei, sich permanent die Uhrzeit beschaffen zu müssen: Entweder muß man die ganze Zeit »nach öffentlichen Uhren suchen« (AM10) oder »komische Verrenkungen vollführen, um einen Blick auf Nachbars Armbanduhr zu erhaschen« (AW11). Mit Abstand den meisten Streß jedoch bereitet es

unseren Teilnehmer(inne)n, andere nach der Uhrzeit zu fragen – neun Mitglieder von Gruppe A betonen, wie »nervig« das sei. Wie aus den Tagebüchern hervorgeht, beruht dieses Gefühl aber keineswegs auf realen Erfahrungen mit unfreundlichen Reaktionen von anderen. Es scheint hier vielmehr um die Tatsache des Angewiesenseins auf andere überhaupt zu gehen, letztlich also um die persönliche Autonomie, die durch den Verzicht auf die eigene Uhr als bedroht erlebt wird. Und noch ein Faktor spielt in diesem Zusammenhang eine Rolle, wie die folgende Äußerung von T7W zeigt: »Ich fands ziemlich lästig, Leute nach der Uhrzeit zu fragen (...) man kommt sich, gerade in einer Umgebung, in der alle eine Uhr tragen und bei denen die Uhrzeit relevant ist(...) schon ein bißchen blöd oder minderbemittelt vor (...) ‚wie kann man nur ohne Uhr leben?‘ « Man fällt also unangenehm auf, wenn man keine Uhr trägt, denn offenbar verstößt man damit gegen eine (implizite) soziale Norm. Wenn wir T7W richtig verstehen, geht es hier letztlich um eine tiefsitzende Angst vor gesellschaftlicher Ausgrenzung. Diese riskiert man, wenn man sich durch den Verzicht auf die Armbanduhr – scheinbar – den von den anderen geteilten Zeitwängen entzieht.

Die Reaktionen unserer Teilnehmer(innen) weisen auf einen Zusammenhang hin, den man als die »Dialektik der eigenen Uhr« bezeichnen könnte: Während diese uns einerseits an die gesellschaftlichen Zeitwänge bindet (vgl. hierzu Hohl, 1990), macht sie uns andererseits innerhalb dieser Zwänge »frei«. Deshalb kann auch das Fehlen der Uhr als Verlust von Freiheit, als Zwang erlebt werden: »Ich fand, nicht die Freiheit zu haben, auf die Uhr schauen zu können, wann ich will, sondern man mußte sich ja immer überlegen, wann kann ich auf die Uhr schauen, wo ist eine Uhr - also das war für mich ein Zwang« (T18W). Manchen unserer Teilnehmer(innen) wird gerade durch den Verzicht auf die Armbanduhr erlebbar, wie abhängig sie von gesellschaftli-

chen Zeitwängen sind: »Also ich dachte auch, wunderbar, jetzt bin ich frei von allen Uhrzeiten...ich fand das Experiment für mich sehr schlimm, weil ich gemerkt habe, ich bin überhaupt nicht frei! Ich stehe in einem total engen Terminplan, es ist einfach Zwang. Ich kann locker ohne Uhr auskommen, weil ich muß von A nach B und von B nach C (...) das fand ich wirklich furchtbar, daß ich ohne Uhr unter solchem Zeitdruck stehe oft - da ist nichts von Freiheit, auch ohne Uhr.« (T5W)

Auswirkungen auf die Pünktlichkeit

Wie wirkt sich nun der Verzicht auf die Armbanduhr auf die persönliche Pünktlichkeit aus? Von 20 Teilnehmer(inne)n, die sich zu diesem Punkt geäußert haben, meinten zehn, sie seien ohne Uhr genauso pünktlich zu ihren Terminen erschienen wie sonst mit Uhr; vier Teilnehmer(innen) waren ohne Uhr unpünktlicher, sie kamen regelmäßig zu spät; sechs weitere waren ebenfalls unpünktlich – sie kamen regelmäßig zu früh, und zwar bis zu einer halben Stunde. Ausschlaggebend dafür ist bei diesen Teilnehmer(inne)n jedoch weniger ein schlechtes Zeitgefühl als vielmehr die Angst vor sozialer Kontrolle: »Würde ich keine Armbanduhr tragen, so würde sich bei mir wahrscheinlich das Problem ergeben, daß ich überall zu früh hinkommen werde (aus Angst, zu spät zu kommen)« (AW24). - Mehrere unserer Teilnehmer(innen) berichten, daß ihr Zeitgefühl während der Versuchsphase besser wurde (AM5, AW7, AW9, AM12, AW22, AW29).

In bezug auf unsere Ausgangsvermutung kommen wir bei der Gruppe A also zu einem uneindeutigen Ergebnis: Die eine Hälfte unserer Teilnehmer(innen) ist, um pünktlich zu sein, auf ihre Armbanduhr angewiesen, die andere nicht. Mit anderen Worten: Die »innere Uhr« tickt bei manchen Menschen so präzise, daß sie »eigentlich« gar keine Uhr bräuchten, bei anderen scheint diese innere Uhr auf die Korrektur durch eine äußere angewiesen zu sein. Und wie die

Aussagen zum Zeitgefühl zeigen, wirkt sich der Verzicht auf die äußere Uhr bei manchen anscheinend dahingehend aus, daß ihre innere Uhr genauer geht.

Zweifler und Überläufer

Bei einer kleinen Gruppe unserer Teilnehmer(innen) aus der Gruppe A haben die Erfahrungen während der Versuchsphase und die dadurch ausgelösten Reflexionsprozesse dazu geführt, daß sie in Zukunft ganz (AW3, AM10, AW31) oder teilweise (AW22) auf ihre Armbanduhr verzichten wollen: »Ich trage keine Uhr mehr, weil ich das Gefühl habe, mehr Zeit zu haben« (AM10). Andere (z.B. AW21) sind sich noch nicht darüber im klaren, ob sie weiterhin eine Uhr tragen wollen oder nicht. Dieser Gruppe von sechs Zweiflern und Überläufern stehen die anderen 25 Teilnehmer(innen) der Gruppe A gegenüber, die - trotz positiver Erfahrungen mit der »Uhrenlosigkeit« - am Ende des Experiments ihre Uhren wieder anlegen: Die Faktoren »Sicherheit«, »Unabhängigkeit« und »Gewohnheit« (s.u.) sind stärker als das Gefühl, mehr Zeit zu haben und weniger gehetzt zu sein, das mit der Uhrenlosigkeit verbunden war: »An den ganzen Tagen unseres Experiments konnte ich mich oft fallen lassen, ohne auf die Zeit zu achten, was ich sicherlich auch genossen habe und höchstwahrscheinlich ohne Anweisung zum Experiment auch nie selbst ausprobiert hätte (...). Jedoch möchte ich es auch nicht versäumen, ganz ehrlich zuzugeben, daß ich mich sehr auf den morgigen Tag freue, an dem ich meine Uhr wieder tragen darf « (AW26).

Gründe für das Tragen einer Armbanduhr

Unsere Frage, warum sie eine Uhr tragen, haben 20 von den 31 Mitgliedern der Gruppe A beantwortet. Dabei wurden insgesamt 24 Gründe genannt. Wie nicht anders zu erwarten, fallen die Antworten sehr heterogen aus. Sie reichen von »weil ich ein schlechtes Zeitgefühl habe«, bis zu »weiß

ich nicht«. Die Antworten lassen sich zu fünf typischen, immer wiederkehrenden Themen bündeln:

»Gewohnheit«: Mit sieben Nennungen ist die Gewohnheit der am häufigsten genannte Grund.

»Unabhängigkeit von anderen« wurde viermal angeführt.

»Bedürfnis, die genaue Uhrzeit zu wissen/Bedürfnis nach bzw. Zwang zur Pünktlichkeit« wurde ebenfalls viermal genannt.

»Schlechtes Zeitgefühl/Neigung zur Unpünktlichkeit« kam dreimal vor.

»Bedürfnis nach Sicherheit« wurde von zwei Teilnehmer(inne)n genannt.

(Die vier übrigen Nennungen ließen sich nicht eindeutig einer dieser Kategorien zuordnen, wie z.B. »weil ich ohne Uhr ein halber Mensch bin« AW7).

Faßt man die nicht direkt zeitbezogenen Punkte 1, 2 und 5 zusammen (13 Nennungen) und stellt sie den zeitbezogenen Punkten 3 und 4 (8 Nennungen) gegenüber, so zeigt sich eine gewisse Dominanz quasi extrafunktionaler Motive für das Tragen einer Armbanduhr. Überspitzt formuliert: Uhren werden nicht getragen, um pünktlich zu sein, sondern um von anderen unabhängig zu sein, um sich innerhalb der gegebenen Terminzwänge sicher zu fühlen – und aus Gewohnheit.

Zusammenfassung zur Gruppe A

Inwieweit lassen sich nun unsere Ausgangsvermutungen in bezug auf die Gruppe A bestätigen?

Nimmt man als Indikator eines Krisenerlebnisses die immer wieder berichteten Gefühle von Unsicherheit, Ängstlichkeit und Nervosität, so sehen wir unsere erste Vermutung, daß der Entzug der Armbanduhr zu krisenartigen Reaktionen führen wird, im großen und ganzen bestätigt. (Ausnahme: die Wenig-Tangierten). Bestätigt sehen wir auch unsere Vermutung, daß der Entzug der Uhr Auswirkungen auf das Zeiterleben hat; unter der Versuchsbedingung finden wir einen deutlichen Trend in Richtung Ver-

langsamung des Zeiterlebens. Damit einher geht eine Akzentuierung sinnlicher Erlebnisqualitäten. Es ist so, als würden durch den Verzicht auf die Uhr die gesellschaftlichen Zeitzwänge ein bißchen weiter wegrücken. Dieses von uns erwartete und von fast allen Teilnehmer(inne)n erlebte und positiv bewertete Ergebnis wird jedoch durch die damit einhergehende Verunsicherung und stärkere Abhängigkeit von anderen überkompensiert, so daß es nur in wenigen Fällen zum Verzicht auf die Uhr kommt.

Wir waren von der Annahme ausgegangen, daß jeder von uns die gesellschaftliche Zeitstruktur als Teil unserer individuellen »Selbstzwangapparatur« (Elias) so gut verinnerlicht hat, daß die soziale Norm der Pünktlichkeit auch ohne Armbanduhr erfüllt wird. Unsere Befunde zeigen jedoch, daß diese Annahme nur zum Teil berechtigt ist: Etwa die Hälfte unserer Teilnehmer(innen) hatte ohne Armbanduhr Schwierigkeiten, pünktlich zu sein - sei es, daß sie zu Terminen chronisch zu spät oder zu früh kamen. Wir vermuten, daß es sich hierbei um das Produkt interindividuell variierender Persönlichkeitsfaktoren handelt. Neben der unterschiedlich ausgeprägten Fähigkeit zur Zeitschätzung spielen hier auch motivationale Faktoren eine Rolle, wie z.B. das internalisierte Bedürfnis, pünktlich zu sein oder die jeweilige Stärke der Angst vor sozialer Kontrolle. Daß ihr Zeitgefühl beim Verzicht auf die Uhr besser wird, wie einige unserer Teilnehmer(innen) berichten, entspricht der These von Elias, daß schwache Fremdwänge ceteris paribus zur Ausbildung stabilerer Selbstzwänge führen als starke. Unsere Vermutung, daß der Verzicht auf die Armbanduhr zu sucht-analogen Entzugsercheinungen führt, müssen wir als widerlegt betrachten, da nur zwei unserer Teilnehmer(innen) entsprechende Erlebens- und Verhaltensweisen zeigen.

ERGEBNISSE DER GRUPPE B

Zum zeitlichen Verlauf

Im Unterschied zur Gruppe A finden wir bei

Gruppe B ein recht homogenes zeitliches Verlaufsmuster. Dieses läßt sich idealtypisch etwa folgendermaßen rekonstruieren: Üblicherweise wird zu Versuchsbeginn zunächst einmal »vergessen«, die Uhr anzulegen. Auch wenn diese Hürde genommen ist und das Tragen der Uhr habituell geworden ist - was meist nach zwei bis drei Tagen der Fall zu sein scheint - wird die Uhr »funktional ignoriert«, d.h. obwohl es bequemer wäre, auf die eigene Uhr zu schauen, hält man an der alten Gewohnheit fest, mittels anderer Uhren zu zeiten. Die Aversion gegen die Uhr bleibt bis zum Ende der Versuchswoche erhalten (Ausnahme: BM2). Dies gilt auch für jene Teilnehmer(innen), die funktionale Vorteile der Uhr durchaus erleben und formulieren (BM2, BW3, BW8). Am Ende der Versuchswoche ist man erleichtert, daß man die Uhr wieder ablegen darf: »Ich bin froh, morgen wieder in mein uhrenloses Dasein einzutreten« (BW4). Die durchgängige Aversion gegen die Uhr in Gruppe B führt bei manchen unserer Teilnehmer(innen) zu einem permanenten »Kampf mit der Uhr«, der bis zum Ende der Versuchswoche ausgefochten wird: Man legt sie ab, vergißt sie, legt sie wieder an, legt sie wieder ab, vergißt sie wieder etc. (so etwa BW5; BM6; BW3).

Auswirkungen auf das Zeiterleben

Alle Teilnehmer(innen) der Gruppe B, die sich dazu geäußert haben, hatten das Gefühl, daß durch die Uhr die Zeit schneller vergeht (BW5; BW8; BW10), was das Gefühl des Zeitmangels im Alltag verstärkt (BW5). Andererseits nimmt durch die Uhr jedoch die Dauer unangenehmer Ereignisse zu (»diese Uhr macht die Methodenvorlesung noch langweiliger« BW8). Dazu kommt, daß der Blick auf die Uhr den Zeitdruck erhöht: »Jeder Blick auf die Uhr (und es sind viele) suggeriert mir ein 'Zu-spät-dran-Sein', obwohl es objektiv gar nicht so ist« (BW10). Eine Teilnehmerin unserer Gruppendiskussion meint: »Also ich verabscheue Uhren! Ich empfinde eine Uhr als ei-

nen Wächter über meine persönliche Zeit, der mich quasi einem Druck aussetzt« (T21W). Die negative Form des Suchttyps begegnet uns in BW10: »Ich hasse es, ständig auf dieses Ding zu schauen, und gleichzeitig kann ich mich diesem Zwang nicht entziehen.« Nur von einer Teilnehmerin wird dieser von der Uhr ausgehende Druck positiv bewertet: Die Uhr »ermahnt einen, noch etwas für die Uni zu tun« (BW3). Aber auch sie bleibt letztlich bei ihrer ablehnenden Haltung gegenüber der Uhr.

Gründe dafür, keine Uhr zu tragen

Daß die Uhr als Ausdruck, ja als Ursache des alltäglichen Zeitdrucks erlebt wird und deshalb abgelehnt wird - damit hatten wir gerechnet. Überrascht hat uns jedoch, daß neben diesen zeitbezogenen Einwänden gegen die Uhr zwei andere Motive mindestens denselben Stellenwert haben, wenn es um die Ablehnung der Uhr geht, nämlich das Körpergefühl und die Ästhetik: Der massive negative Affekt gegen die Uhr hat bei den Mitgliedern der Gruppe B durchweg eine starke körperliche Komponente. Alle Befragten berichten von einem ausgeprägten Fremdkörpergefühl - die Uhr ist »lästig am Arm«, und das Handgelenk »fühlt sich oft unnatürlich schwer an« (BW7); die Uhr wird als »Störfaktor« erlebt (BM6), man »stößt mit ihr an« (BW3), bleibt damit »an Kleidungsstücken hängen« (BM6), sie »stört beim Geschirrspülen« (BW1) und beim »Hantieren mit sperrigen Gegenständen« (BW3). Immer wieder wird auch von einem unangenehmen Engegefühl berichtet: Man fühlt sich durch die Uhr körperlich »beengt« (BM2), leidet unter einem »einschnürenden Gefühl der Enge«, hat gar das Gefühl, »als ob ‚Energiebahnen‘ abgedrückt würden« (BW9). Und BW7 schreibt am Ende der Versuchswoche: »Ich habe meistens vor allem das lästige, beengende Gefühl am Handgelenk gehaßt.« TM22 war nach einigen Tagen mit Uhr nahe daran, den Versuch zu beenden: »Ich wollte das Experiment am Freitag schon abbrechen, weil

ich das als extrem unangenehm empfunden habe, so einen Fremdkörper an mir zu tragen, der dann auch noch (...) über mich bestimmt!« Weitere unangenehme Körpersensationen kommen hinzu: Man »schwitzt am Handgelenk« (BM6; BM9) oder erlebt umgekehrt »diese punktuelle Kälte am Handgelenk (als) sehr unangenehm« (BW7). Mehrfach wird auch »das laute Ticken« (BM2) erwähnt, das einen »immer öfter nervt« (BW7). -

Neben diesen körperbezogenen Gründen werden immer wieder ästhetische gegen die Armbanduhr angeführt: Man findet »Uhren einfach nicht schön« (BW4) oder hat das Gefühl, »daß die Uhr nicht gerade ästhetisch aussieht am Handgelenk« (BW3). BW5 findet keine Uhr, die ihr »gefällt und paßt«. Mehrfach wird auch gegen die Uhr angeführt, daß man durch sie einen »weißen Streifen« am Handgelenk bekomme (BM(!)2; BW3), was dem Schönheitsideal makelloser Bräune entgegensteht. Es ist kaum verwunderlich, daß diese ästhetischen Motive fast nur bei unseren weiblichen Teilnehmern vorkommen; von den zehn Männern in der Gesamtgruppe hat nur einer (BM2) ästhetische Motive im Zusammenhang mit der Uhr angeführt. Das gilt übrigens auch für die A-Gruppe: Daß Uhren »schön« sein können (T23W) und wie Schmuckstücke erlebt werden (AW20), wird immer wieder von weiblichen Teilnehmern angeführt, unsere männlichen Teilnehmer haben sich dazu nicht geäußert. Wir vermuten, daß es bei Männern weniger der ästhetische Eindruck als vielmehr das möglichst reichhaltige Funktionsangebot ist, was eine Uhr attraktiv macht: »Alle wichtigen Telefonnummern kann man in meiner Super-Uhr speichern« (AM12; vgl. hierzu genauer Hohl, 1993). Ein Blick auf die Anzeigenwerbung der Uhrenindustrie läßt jedoch vermuten, daß es auch eine spezifisch männliche Form »Funktionsästhetik« gibt, die sich im auffälligen Präsentieren möglichst vieler Uhrenfunktionen äußert. Zu unserer Überraschung spielen politische

oder soziale Motive im Zusammenhang mit dem Nicht-Tragen von Uhren so gut wie keine Rolle. Nur zwei unserer Befragten haben sich überhaupt in diese Richtung geäußert; BM2 ist der einzige, der hier dezidiert Stellung bezieht: »Ich trage keine Uhr, weil ich dadurch demonstriere, daß ich versuche, nicht nach dem Diktat der Uhr zu leben.« Bei BW4 tritt ein ähnlicher Gedanke als introspektiv gewonnene Vermutung auf, zu der sie im Verlauf des Versuches gekommen ist: »Vielleicht will ich mich - unbewußt - doch dieser voll durchgeplanten Prestige- und Leistungsorientiertheit, gerade hier in München, entgegensetzen, indem ich keine Uhr trage. Ich weiß es nicht genau« (BW4). Im Vergleich zur Gruppe A fällt auf, daß die »Gewohnheit« – dort eines der häufigsten Motive – in der Gruppe B überhaupt nicht vorkommt.

Auswirkungen auf die Pünktlichkeit

Pünktlichkeit ist für die Gruppe B kein Thema: Man war ohne Uhr pünktlich und ist es mit Uhr genauso. Oder auch umgekehrt: »Also ich bin permanent unpünktlich, mit oder ohne Uhr« (T20W). Überblickt man die Aussagen von Gruppe B zur Pünktlichkeit, so zeigt sich hier eine Haltung, die sich folgendermaßen charakterisieren läßt: Man reklamiert für sich einen souveränen Umgang mit der Zeit, indem man sich von einer Uhr nicht stören lassen möchte; Pünktlichkeit wird als »nicht so extrem wichtig« (T22M) angesehen, bzw. man behält sich vor, wo man pünktlich ist und wo nicht (T20W). - Vereinzelt wird die Befürchtung geäußert, durch das Tragen der Uhr könnte das gut entwickelte Zeitgefühl Schaden nehmen: »Schade eigentlich, wenn man diese Fähigkeit einbüßen muß durch ein plumpes Ding am Handgelenk, das einem Zeit stets zur Verfügung stellt« (BW4). Wir neigen dazu, den Mitgliedern der Gruppe B zu glauben, daß sie ohne Uhr pünktlich sind, statt dies nur auf den Faktor der Sozialen Erwünschtheit oder auf eine positiv verzerrte Selbstwahrnehmung zurückzuführen:

Zum einen ist der öffentliche Raum in unserer Gesellschaft derart mit Uhren bestückt, daß man mit etwas Übung durchaus ohne eigene Uhr auskommen kann, was uns ja auch die Befunde der Gruppe A gezeigt haben. Zum anderen scheint die Vermutung plausibel, daß gerade der Verzicht auf die Möglichkeit, permanent zu zeiten, auf die Dauer zur Herausbildung eines besonders guten Zeitgefühls beiträgt.

Zweifler und Überläufer

Auch in der Gruppe B finden wir Überläufer(innen): Bei BW9 überwiegen am Ende der Versuchsphase die positiven Erfahrungen mit der Uhr, und deshalb entschließt sie sich, in Zukunft immer eine zu tragen. Für sie macht die Uhr den Alltag »streßfreier«, denn »die genaue Zeit zu wissen, entlastet« (BW9). (Das entspricht den Ergebnissen von Gruppe A, wo ja genau dies als Begründung für das Tragen einer Uhr genannt wurde.) Es erscheint uns jedoch bemerkenswert, daß BW9 am Ende meint: »Meine Armbanduhr werde ich weiterhin tragen, wenn auch nicht immer am Handgelenk – vermutlich öfters in der Hosentasche!« Weniger eindeutig äußert sich BW3; auch sie hatte das Tragen der Uhr als vorteilhaft erlebt und zieht für sich die Konsequenz: »Vielleicht nehme ich aber nun des öfteren aufgrund der genannten Vorteile eine Uhr mit in die Uni.«

Zusammenfassung zur Gruppe B

Inwieweit entsprechen die Befunde zur Gruppe B unseren Ausgangsvermutungen? Krisenerleben: Naturgemäß kommt es bei der Gruppe B nicht zu einer der Gruppe A vergleichbaren Krise. Dem dort beschriebenen Krisenerleben entspricht hier der innere und z. T. auch äußere Kampf gegen die Uhr, die als Fremdkörper, ja als Feind erlebt wird. Zeiterleben: Wie bei der Gruppe A finden wir auch bei Gruppe B deutliche Veränderungen des Zeiterlebens, und zwar in der vermuteten Richtung - die Armbanduhr läßt die Zeit subjektiv schneller vergehen und er-

höht damit den erlebten Zeitdruck im Alltag. Pünktlichkeit: Im Unterschied zur Gruppe A finden wir bei B keinen Zusammenhang zwischen Armbanduhr und Pünktlichkeit, diese wird durch die Versuchsbedingung weder besser noch schlechter.

Gesellschaftskritische Haltung: Entgegen unserer Erwartung spielt ein dezidiertes politisches »Anti-Gefühl« bei den Mitgliedern dieser Gruppe keine wichtige Rolle. Dies gilt jedenfalls für die Ebene der bewußt verfügbaren Motive (und nur die konnten wir mit unserer Methode erfassen). Zeitbezogene Motive spielen zwar eine Rolle, scheinen jedoch für sich allein nicht ausschlaggebend zu sein bei der Entscheidung gegen die Uhr. Hierbei sind zwei weitere Motive bedeutsam, die zum einen in den Bereich des Ästhetischen gehören, zum anderen in den des Körperempfindens. Diese werden auch von jenen Teilnehmer(inne)n angeführt, die den funktionalen Wert der Uhr durchaus erleben und anerkennen.

Dem psychoanalytisch geschulten Leser drängt sich hier natürlich der Verdacht auf, ob es sich bei dem starken Betonen von körperlichen Mißempfindungen und Beeinträchtigungen nicht um das Produkt einer »Verschiebung« handelt, um den ins Körperliche verlagerten Ausdruck einer psychischen Abwehrhaltung gegenüber den durch die Uhr repräsentierten Zwängen. Dafür würde sprechen, daß - mit einer Ausnahme - auch jene Teilnehmer(innen) bei ihrer Ablehnung bleiben, die der Uhr durchaus eine positive Funktion zugestehen. Und umgekehrt:

Bei der einzigen eindeutigen Überläuferin dieser Gruppe (BW9), die am Ende der Versuchsphase von den Vorteilen der Armbanduhr überzeugt ist, bleibt auch nach dieser Zeit das Fremdkörpergefühl bestehen.

GRUPPENVERGLEICH UND DISKUSSION

Uhr und Pünktlichkeit: Wie die Ergebnisse beider Gruppen zeigen, gibt es offenbar keinen engen Zusammenhang zwischen dem

persönlichen Zeitmuster – der (Un) -Pünktlichkeit, mit der man seinen Alltag lebt – und der Armbanduhr. Dieses Muster ist offenbar stärker bestimmt von Persönlichkeitsfaktoren als von der Verfügbarkeit von Uhren.

Uhr und Zwang: Unsere Befunde belegen die dialektische Funktion der Armbanduhr – sie gibt Sicherheit und Unabhängigkeit innerhalb eines Systems gesellschaftlicher Zwänge, allerdings nur um den Preis, daß einem diese Zwänge noch unmittelbarer auf den Leib rücken. Dieser Zusammenhang wird von beiden Gruppen erlebt, jedoch mit entgegengesetzten Konsequenzen: Gruppe A akzeptiert den unmittelbaren, von der Uhr ausgehenden Zwang, um vom mittelbaren unabhängiger zu sein, bei Gruppe B ist es umgekehrt. Aber auch wenn die Mitglieder der Gruppe B durchweg ein stärkeres Gefühl von Freiheit erleben, bleiben sie letztlich genauso abhängig von Zeitzwängen wie die der Gruppe A.

Zweifler und Überläufer: Die Versuchsbedingung führt dazu, daß einige Teilnehmer am Ende des Experiments Zweifel an ihrem bisherigen Verhältnis zur Uhr und zur Zeit entwickeln. In beiden Gruppen machen diese Zweifler und Überläufer ca. ein Fünftel der Teilnehmer(innen) aus. Das bedeutet umgekehrt, daß sich die überwiegende Mehrzahl unserer Teilnehmer(innen) auch durch positive Erfahrungen im je anderen Umgang mit der Uhr nicht von ihrer einmal getroffenen Entscheidung für oder gegen die Armbanduhr abbringen ließ. Dies deutet u. E. darauf hin, daß das Tragen oder Nicht-Tragen einer Armbanduhr mehr mit der Persönlichkeit des Betreffenden zu tun hat als mit der Funktionalität von Uhren.

Es gibt nun zahlreiche Gründe, die Ergebnisse der vorliegenden Studie einer kritischen Relativierung zu unterziehen. Neben den vielfältigen methodologischen Problemen, die durch die gewählten Methoden – Tagebuchanalyse und Gruppendiskussion (vgl. hierzu etwa Lamnek 1989, 121ff) - auf

geworfen werden, scheinen uns die folgenden besonders gravierend zu sein:

Unsere Untersuchungsgruppe ist hochselektiv – nicht nur, weil es sich ausschließlich um Student(inn)en handelt, sondern weil sie auch innerhalb der Studentenschaft eine selektive Gruppe bildet: Schon die Wahl des Seminars läßt vermuten, daß bei den Teilnehmer(inne)n eine höhere Sensibilität dem Thema Zeit gegenüber vorhanden ist, als beim Durchschnitt der Studentenschaft bzw. der Bevölkerung zu erwarten wäre.

Der Versuchszeitraum von sechs Tagen war eher kurz, was auch von unseren Teilnehmer(inne)n immer wieder angemerkt wurde. Eine Ausdehnung auf zwei oder drei Wochen hätte wahrscheinlich deutlichere Ergebnisse erbracht.

Wir haben keine follow-up-Untersuchung gemacht; daher können wir keine Aussagen darüber treffen, ob die von uns sogenannten Überläufer ihre Absichten tatsächlich realisiert haben, und wenn ja, wie lange dann der veränderte Umgang mit der Uhr angehalten hat.

Wir waren ausgegangen von theoretischen Überlegungen von Elias, Laermann, Hohl und anderen zur Zeit als »unauffälligster Form sozialen Zwangs« und der Funktion, welche der Armbanduhr dabei zukommt. Uns hatte interessiert, wie die empirische Basis dieser theoretischen Überlegungen im Alltag der Menschen aussieht. Die Befunde unseres qualitativen Experiments scheinen uns diese Überlegungen im großen und ganzen sowohl zu bestätigen als auch zu relativieren. Sie zeigen, daß und wie sich die uhrenvermittelten Zeitzwänge im Alltag unserer Teilnehmer(innen) durchsetzen, aber sie verweisen auch auf wichtige interindividuelle Unterschiede im Erleben dieser Zwänge und im Umgang mit ihnen. Dies gilt auch für den Umgang mit der Armbanduhr: Daß uns mit dieser die gesellschaftlichen Zeitzwänge tatsächlich »auf den Leib rücken«, hat sich bestätigt. Zugleich ist aber deutlich geworden, daß es auch ohne Armbanduhr möglich ist, den All-

tag zeitlich effizient zu bewältigen. Offenbar haben wir alle schon die gesellschaftlichen Zeitzwänge so gut verinnerlicht, daß wir ihnen entsprechend funktionieren, ohne die Hüterin dieser Zwänge permanent am Handgelenk mit uns herumtragen zu müssen.

Literatur

- DOHRN-VAN ROSSUM, GERHARD (1995): Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- DOHRN-VAN ROSSUM, GERHARD (1988): Zeit der Kirche – Zeit der Händler – Zeit der Städte. In: Zoll, R. (Hg.), a.a.O., 89-119
- ELIAS, NORBERT (1994): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- FLICK, UWE (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- GARFINKEL, HAROLD (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall
- HOHL, JOACHIM (1990): Kleinerer Versuch über die Digitalzeit. In: von Auer, F., Geißler, K., Schauer, H. (Hg.): Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit. Beiträge für eine neue gesellschaftliche Zeitgestaltung. Band 2, 56-69. Mössingen: Thalheimer Verlag
- HOHL, JOACHIM (1993): Zur Sozialpsychologie der Fotografie. In: Hohl, J., Reisbeck, G. (Hg.): Individuum Lebenswelt Gesellschaft. Texte zu Sozialpsychologie und Soziologie, 73-87. München: Profil
- KLEINING, GERHARD (1991): Das qualitative Experiment. In: Flick, U. e.a. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, 263-265. München: Psychologie Verlags Union
- LAERMANN, KLAUS (1988): Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs. In: Zoll, Rainer (Hg.), a.a.O., 321-344
- LAMNEK, SIEGFRIED (1989): Qualitative Sozialforschung, Band 2: Methoden und Techniken. München: Psychologie Verlags Union
- THOMPSON, EDWARD P. (1980): Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. Und 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M.: Ullstein
- ZOLL, RAINER (Hg.) (1988): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ZOLL, RAINER (1988): Zeiterfahrung und Gesellschaftsform. In: Zoll, R. (Hg.), a.a.O., 72-88